

**HEYNE
HARD
CORE**

Das Buch

Er wollte eigentlich nur ein bisschen kiffen. Doch dann wurde der Junge aus dem Ruhrpott der Grasproduzent, den sie ehrfürchtig den Dude nennen und der das beste Öko-Gras der Welt produzieren will. Die Rechnung scheint aufzugehen, die Nachfrage explodiert. Künstler, Studenten, Journalisten, Ärzte, Rechtsanwälte und Lehrer – alle reißen sich um sein Zeug. Der Schuppen im Hinterhof wird allmählich zu klein, und er zieht um in eine Riesenplantage draußen vor den Toren Hamburgs. Plötzlich ist der Dude ein mittelständischer Unternehmer, auf den die FDP stolz sein könnte – wenn das Ganze nur nicht so verdammt illegal wäre.

Der Autor

Rainer Schmidt ist Journalist und Schriftsteller. Der gebürtige Düsseldorfener hat in London für den *BBC World Service*, in Hamburg für das *ZEITmagazin* und den *SPIEGEL-Reporter*, in Berlin für die *Vanity Fair* und als Chefredakteur des *Rolling Stone* gearbeitet. Er hat bereits die Romane *Wie lange noch* und *Liebestänze* veröffentlicht, sowie *Legal High*, die Fortsetzung von *Die Cannabis GmbH*. Er lebt in Berlin.

www.rainer-schmidt.org

RAINER SCHMIDT

**DIE
CANNABIS GMBH**

ROMAN

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie alles rund um das Hardcore-Universum.

Weitere News unter www.facebook.com/heyne.hardcore

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthalten externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC© N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2016

Copyright © 2014 by

Rogner & Bernhard GmbH & Co. Verlags KG, Berlin

Copyright © 2016 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock/Arcady

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-67697-8

www.heyne-hardcore.de

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	7
Teil I:	
Wachstum	11
Der Überfall	13
Madame	25
Der Brennnessel-Sud	32
Verdun im Garten	53
Mutter	62
Starker Tobak	68
Bruder-Stress	77
Der Hund von Baskerville	87
Die Deadline	99
Teil II:	
Blüte	121
Familienbande	123
Transportprobleme	134
Gesellschafts-Spiele	152
Drohkulissen	167
Die Geheimnisse der anderen	181
Das Sylt-Wochenende	194
Harte Zeiten	203
Kampf an allen Fronten	222
Die Rettung der Weltwirtschaft	237
Druck	258
Zeitenwechsel	272

Teil III: Ernte	291
Ein besonderer Tag	293
Graf Zahl	311
And Justice for All	318
Ausgewählte Quellen, Film- und Lesetipps	343

PROLOG

Ich bin 36 Jahre alt, alle kennen mich nur als »der Dude«. Von außen könnte man vielleicht zu dem Schluss kommen, ich hätte in meinem ganzen Leben noch nie richtig gearbeitet, und zwar im Sinne von: überhaupt noch nicht, kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag. Ein paar mögen das so sehen, der Staat ganz bestimmt, zumindest im Moment noch. Das ist allerdings eine Frage der Maßstäbe. Wenn »richtig arbeiten« heißt, dass man am Gängelband der Muschis vom Finanzamt und anderer offizieller Stellen hängt, die einem das Leben schwer machen, muss ich tatsächlich passen.

Aber bevor das hier so ein FDP-Gejammer wird: Ich bin keiner der Millionen Schwarzarbeiter, die sich um ihre Abgaben drücken. Oder so ein Raffzahn wie Uli Hoeneß. Ich hätte, und das meine ich völlig ernst, jederzeit gern Steuern und alles andere gezahlt, aber man hat es mir nicht erlaubt, obwohl ich ein hochwertiges Bio-Genussmittel produziert habe, das in Hamburg und Umgebung Massen von Kunden begeistert und ihr Leben bereichert hat. Ja, ich war als Unternehmer im Glücks-Business tätig, und zwar als Marihuana-Produzent. Zuletzt habe ich mit einer topmodernen Anlage beste Qualität für eine sehr anspruchsvolle Klientel aus allen Altersstufen und sozialen Schichten hergestellt. Eigentlich habe ich mein ganzes Leben immer nur Gras konsumiert, vertickt und angebaut.

Von Anfang an hatte ich nie Lust, einen sogenannten normalen Beruf zu erlernen, um anschließend eine ebenso normale Arbeitsstelle anzutreten, nur um da wie alle anderen zu verblöden. So

ein Leben musste um jeden Preis vermieden werden, das hatte ich schon sehr früh begriffen. So gesehen habe ich zwar im klassischen Sinne nie richtig gearbeitet, aber im nicht-klassischen Sinne habe ich mir wirklich, man könnte sagen, den Arsch aufgerissen, nicht selten sogar noch mehr: Mein Unternehmen war mein Universum, nichts außerhalb interessierte mich, auf nichts anderes konnte ich mich konzentrieren, Tag und Nacht ging es nur um die Firma, das Produkt, die Kunden. Jede Mittelstandsvereinigung wäre stolz auf mich gewesen. Zeitweise habe ich so malocht, dass ich überall Mitarbeiter des Monats geworden wäre. Meine Prioritäten waren glasklar, selbst gegenüber meiner Frau und meinen Kindern: Zuerst kommt immer die Firma, dann der Rest.

Bei mir konnten alle arbeiten, und zwar wirklich ohne Ansehen ihres Geschlechts oder ihrer Herkunft, selbst mit erheblichen körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen. Wo findet man das sonst noch? Man kann doch täglich lesen, wie sich große Firmen aus ihrer Verantwortung herauswinden. Ich war ein geradezu vorbildlicher Chef, das können sehr viele Menschen bestätigen. In unserem Betrieb gab es für jeden ein Plätzchen, Loyalität zahlte sich aus. Okay, wo es mit der Loyalität klemmte, musste man auch schon einmal ernstere Gespräche führen oder zusätzliche Maßnahmen ergreifen, aber das habe ich nie gern gemacht.

Ich bin Gras-Anbauer aus echter Leidenschaft geworden, obwohl ich das gar nicht bewusst vorhatte, ich wollte ja nur ein bisschen kiffen. Aber dann ergab es sich halt so, und meine Berufung wurde mein Beruf, eigentlich der Idealfall. Das gilt doch immer als erstrebenswerter Zustand: Nicht um sinnentleerte Arbeit soll es gehen, sondern um Selbstverwirklichung. Am besten noch im Dienste einer guten Sache, die auch andere glücklich macht. Und genau das traf auf mich zu. Die meisten Menschen landen in Jobs, in denen sie depressiv werden oder die sie nur durchhalten, weil sie sich selbst verleugnen und nach Feierabend von einer anderen Existenz träumen, in der sie »ihr Ding durchziehen«. Ich musste mich nie verbiegen und keine Kompromisse eingehen, ich lag keinem

Sozialsystem je auf der Tasche, ich habe mir alles selbst erarbeitet und niemandem geschadet. Ich glaube, die Bilanz kann sich sehen lassen.

Aber mir geht es nicht um Schönfärberei. Der Job hat mich am Ende schwer generot. Sorgen um Umsatz und Produktqualität ließen mich schlecht schlafen, wegen Lieferengpässen qualmte mir der Kopf; Materialmängel, Produktionsprobleme und organisatorische Fragen hielten mich rund um die Uhr auf den Beinen. Eigentlich fehlte nur noch ein nervender Betriebsrat zu meinem Glück, wobei ich Personalkonflikte auszustehen hatte, gegen die sind die üblichen Firmenprobleme lächerliche Petitesse. Von einigen irren Kunden und rabiaten Konkurrenten möchte ich gar nicht erst sprechen. Verglichen damit ist die soziale Marktwirtschaft eine Kindergarten-Veranstaltung.

Und das ist eigentlich der Kern allen Übels: Der Staat lässt uns redliche, hart arbeitende, mittelständische Gras-Produzenten leider total im Stich, ja, schlimmer noch, er liefert uns einem kriminellen Milieu aus, mit dem wir wie jeder normale Mensch nichts zu tun haben wollen. Selbstverständlich würden wir einen legalen, staatlich regulierten Markt mit Qualitätskontrollen und Jugendschutzgesetzen – wie man ihn vom Alkoholhandel her kennt – dem völlig unkontrollierten freien Schwarzmarkt tausendmal vorziehen. Das würde allen helfen – uns, den Konsumenten und natürlich dem Staat, der Hunderte Millionen Euro Steuern einnehmen könnte. In den USA, siehe Kalifornien oder Colorado, kann man ja gerade sehen, wie hervorragend das funktioniert. Barack Obama hat erklärt, er halte Cannabis nicht für schädlicher als Alkohol, selbst Ex-Microsoft-Manager wollen in dem Geschäft mitmischen. In Staaten wie Uruguay geht man ebenfalls ganz neue legale Wege. Auch bei uns sehen immer mehr Menschen ein, dass wir uns dem Thema entspannter nähern sollten. Erst kürzlich hat ein Verwaltungsgericht erstmals Schmerzpatienten erlaubt, Cannabis zu therapeutischen Zwecken selbst anzubauen, das ist zumindest ein Anfang. Fast vierzig Prozent aller deutschen Straf-

rechtsprofessoren haben die Drogenpolitik der Bundesregierung als »gescheitert, sozialschädlich und unökonomisch« bezeichnet und die Einsetzung einer Enquetekommission zur grundlegenden Überprüfung der Gesetze und Verbote gefordert. Ich hoffe sehr, dass sich bald auch bei uns die Vernunft durchsetzt und wir der Legalisierung von Cannabis einen Schritt näher kommen.

Die Arbeit war aber am Ende so fordernd, dass ich aussteigen wollte. Ja, ich hatte die Nase voll, weil ich den Stress nicht mehr ertragen konnte. Das sagen sie dir ja vorher nicht, kein Mensch hält dich durch ein paar aufklärende Worte von dieser eigentlich schönen Berufswahl ab – sie lassen dich, wenn man so will, sehenden Auges ins offene Messer laufen, und bevor du dir auch nur ein paar gründlichere Gedanken gemacht hast, bist du schon mittendrin im Glücks-Business und hast keine andere Chance mehr, als dich anzustrengen und das Spiel mitzuspielen. Denn wenn man schon einmal dabei ist, will man es natürlich auch gut machen. Nein, nicht nur gut – man will es perfekt machen.

Die Wahrheit ist: Ich wollte nicht irgendein Gras herstellen, ich wollte das beste und reinste Gras der Welt herstellen und damit alle glücklich machen. In aller Bescheidenheit: Ich war nah dran, sehr nah dran.

*Hamburg, im Juli 2014
Der Dude*

**TEIL I:
WACHSTUM**

DER ÜBERFALL

Es war kurz vor der Frühjahrsernte, als ihn die milde Luft nach draußen lockte. Seit mehreren Tagen hatte der Dude Wohnung und Schuppen praktisch nicht mehr verlassen, nur ab und zu eine Packung Studentenfutter oder Ravioli von der Tankstelle geholt, dazu Wasser, Bier, ein bisschen Brandy. Das übliche Sortiment. Er hatte konzentriert gearbeitet und dabei lustvolle Hingabe gespürt. Plötzlich sah er nur noch die stumpfe Isolation bei der Akkordarbeit im Gewächshaus. Eine hochnervöse Sehnsucht erfasste ihn, die ihn oft in dieser Phase ereilte. Er wollte Menschen sehen, fremde Stimmen und Gerüche erleben – das Ziehen war wieder da. Der Dude schaute auf den Kalender: 4. Mai 1999. Er lag gut in der Zeit, er könnte sich eine Pause gönnen.

Am Nachmittag duschte er und musterte sich im Spiegel. Er umschloss seine Eier mit einer Hand und lächelte. Ihm gefiel, was er sah. Den Frauen würde es abends nicht anders gehen, er war sich sicher. Kurz schloss er die Augen und dachte an diese Schwarzhaarige, Corinna oder Claudia, die er vor zwei Wochen mit nach Hause genommen hatte. Einen Joint nach dem anderen hatte sie gewollt, und irgendwann hatte er sie draußen nackt gegen das Balkongeländer gestellt, was schwierig gewesen war, weil sie leicht schwankte und wegzusacken drohte. Mit einiger Mühe brachte er sie in Position, den Oberkörper weit nach vorne über die verrostete Balustrade gebeugt, vorsorglich durch ein weiches Kissen geschützt, sodass er stehend von hinten in sie ein-

dringen konnte. Er bewegte sich langsam vor und zurück, als er bemerkte, dass unten durch ein Fenster des Gartenhauses bläuliches Licht nach draußen fiel. Die Abdeckfolie musste einen Riss haben. Es war ärgerlich, wie anfällig das Plastik war. Gleich morgen würde er das beheben müssen.

Die Schwarzhaarige unter ihm gab kaum einen Laut von sich, ihr Leib hing schlaff über dem Geländer. Er bewegte sich monoton in ihr weiter und nahm einen tiefen Zug. Er liebte das: Die Weiber auf dem Balkon von hinten zu vögeln, eine Hand auf ihren nackten, weißen Ärschen, in der anderen eine frisch gedrehte Tüte, dabei seine Anlage im Garten fest im Blick. In diesen Momenten empfand er so etwas wie Glück.

Er rasierte sich säuberlich und rauchte zur Einstimmung auf den Abend etwas von dem vorzüglichen Dope, das er sich am Vortag besorgt hatte. Zu einem dieser Abdullahs aus der Parallelstraße hatte er ein ganz gutes Verhältnis; der war nicht so hinterfotzig wie seine Landsleute aus dem Karoviertel, machte unauffällig seine Koks-Geschäfte mit den Navivisten, konsumierte selbst aber nur dieses hervorragende Dope. Das war gutes Zeug, wie der Dude feststellen konnte, als der ihm einmal vor dem Kebab-Laden einen Zug angeboten hatte. Seitdem machten sie ab und zu Tauschgeschäfte. Der Dude gab ihm 100 oder 200 Gramm Gras, dafür bekam er die gleiche Menge vom eigentlich wertvolleren Dope. Das war durchaus großzügig, davor hatte der Dude Respekt.

Das Zeug war stark und würzig. Sehr stark. Bestimmt über 20 Prozent THC, wenn nicht sogar fast 30. Aber auch egal. Nicht sein Geschäft, nicht seine Konkurrenz. Wichtig war bloß: Das knallte richtig. Genau das brauchte er, wenn er in dieser Ausgehstimmung war. Ein bisschen runterkommen, entspannen, locker werden – deswegen konsumierten die meisten Kiffer, das behaupteten sie zumindest. Damit konnte der Dude nichts anfangen. Für ihn gab es nur einen echten

Grund und ein Ziel, dem er mit jedem Zug, mit jedem Joint näherkommen musste, wenn es ein guter Abend werden sollte: Er wollte richtig geilbreit werden. Nichts mehr mitkriegen. Alles wegschalten. Bungee springen ohne Seil. Nur das brachte seine Körpermaschine auf höchste Touren. Alles andere war für ihn Kinderprogramm, verachtenswerter Gymnasiasten- und Hippiequatsch. Acht, neun oder zehn Tüten, dazu ganz viel Alkohol, am liebsten scharfer, holzfassgereifter spanischer Brandy, Carlos I hieß seine Lieblingsmarke. Den trank angeblich selbst der spanische König, der ließ die Blutkörperchen tanzen. Die Kombination von Gras und Alk bewirkte ein kosmisches Leuchten des warmen Körpers durch alle Mauern und über alle menschlichen Barrieren hinweg, sie machte ihn wahnsinnig und ließ ihn auf das Angenehmste durchdrehen, so zerstäubte er die schnöde Realität. Das war sein Antrieb, eigentlich seit dem elften Lebensjahr. Am Zauber und Erregungspotenzial dieser gedankenfreien Schwerelosigkeit hatte sich nichts geändert.

Wenn er so weit war, konnte er andere richtig nerven. Manche bekamen Angst vor ihm. Den Mist hörte er jetzt öfter. Er habe sich verändert, drehe noch schneller durch, sei scharf wie ein aufsprungbereites Klappmesser. Der Dude fand das albern. Was wollten die alle von ihm? Was erwarteten sie denn? Warf man Helmut Schmidt seine Altersweisheit vor? Muhammad Ali seine vernichtende Rechte? Gott seine Dreifaltigkeit? Er fühlte sich gut.

Klar, früher hatte er Dope und Alkohol nie gemischt, das hatte sich schleichend entwickelt. Na und? Jeder Mensch musste doch seine Grenzen austesten. Stillstand war der Tod. Vielleicht lag es daran, dass alles immer in Hülle und Fülle da war, Geld, Dope, Alkohol. An der Gewöhnung konnte es nicht liegen, beim Konsum von Cannabis entwickelte sich keine erwähnenswerte Toleranz, das war doch Kreuzworträtselwissen der ersten Klasse. Egal. Wenn er abends los-

ging, brauchte er eben das Doppelpack, ein Hoch auf den Mischkonsum, ihr Muschis.

Aus einer glücklichen Laune der Natur heraus, wie der Dude manchmal dachte, wenn er sich seinen Bruder ansah, hatte sein Organismus nie richtig auf Kokain reagiert, jedenfalls nicht so, dass sich daraus eine dauerhafte Leidenschaft hätte entwickeln können. Das Pulver der Nasivisten war nicht sein Ding geworden. Das dauerte ihm auch immer alles viel zu lange. Nach ein paar Joints und Alkohol konnte man sich irgendwann mal hinlegen, oder man fiel um. Zumindest gab es stets einen Schlusspunkt. Den sollte und durfte es bei den Koksern gar nicht geben, dagegen kämpften die ja ab der ersten Line verzweifelt an. Ihr Körper war eine einzige Alarmübung, aus der es keine Rettung gab, denn der Alarm war das Ziel, der Sinn, der Zweck der ganzen Aktion. Den Dude langweilte der Gedanke an das immergleiche harte Herzerasen, an diese hyperrealistische, ätzende Klarheit, auf die mindestens zehn Liter Vodka oder eine Flasche Jägermeister gekippt werden mussten, damit sie ein wenig erträglich wird, nur um dann, im Moment abnehmenden Herzflimmerns, sofort die Panik aufkeimender Nüchternheit zu verspüren und hektisch den nächsten Abdullah anzurufen, damit er doch bitte, bitte mehr von dem bolivianischen Marschierpulver bringen möge, ja, auch und gerade morgens um fünf in einer möglichst mit Abführmitteln und Glassplintern gestreckten und praktisch koksreichen Mischung, für die alle schon verblödeten Anwesenden nur allzu gern einen absurd überhöhten Home-Service-Preis zahlen würden. So viel dumme Geilheit. Das hatte der Dude nur kurz interessant gefunden, schnell aber vor allem: öde. Die Typen, das Gelaber, das aufgeregte Gehabe, die verzerrten Gesichter, das ewig gleiche Wiederholungsgeschnatter – musste ja nicht sein. Diese Entscheidung hatte sein Körper autonom getroffen. Denn natürlich hatte er immer alles probiert, was er jemals in die Finger bekommen konnte. Was denn sonst?

Aus einem kleinen roten Buch von einem Typen namens Goetz hatte ihm mal eine Frau zwischen zwei Geschlechtsakten den besten Satz vorgelesen, den es zu dem Thema gab: »Irgendwelche Drogen nicht zu nehmen, und zwar aus Prinzip, ist das absolut Allerkaputtteste, definitiv.« Trotzdem hatte ihm sein Organismus mit dieser Anti-Pulver-Einstellung wahrscheinlich viel Ärger erspart, dachte der Dude und sah wieder das Gesicht des Bruders vor sich, in dem das Koks heftig gewütet und tiefe Spuren hinterlassen hatte. Koksfurchen nannte der Dude diese Hautspalten, in denen das Antlitz des Älteren langsam verschwand. Er meinte das nicht lustig.

Er war sehr froh, in einem anderen Wirtschaftszweig unterwegs zu sein.

Anderes Produkt, andere Kunden, andere Stimmung.
Gelobt sei das Gras.

Er zog sich seinen weißen Leinenanzug an und das nachtblaue Hemd mit dem breiten Kragen, dazu den großen Totenkopfring mit den saphirfarbenen Augensteinen auf den rechten Ringfinger. Am Hals baumelte ein kleines, dezent goldenes Hanfblatt. So viel Ironie durfte sein. Der Spiegel sagte dem Dude mit leiser Bestimmtheit: Das wird dein Abend.

Als Erstes würde er in seinen Lieblingsladen fahren, das Roschinsky's am Hamburger Berg – und dann mal sehen. Die laue Luft nach Sonnenuntergang umschmeichelte ihn. Aber irgendetwas stimmte nicht. Mit jedem Schritt vom Haus weg kroch spinnengleich eine dunkle Unruhe an ihm hoch. Schwerer wurden die Beine, zäher der Asphalt auf dem Bürgersteig. Vor dem Taxistand hielt er es nicht mehr aus. Er musste umkehren. Wie an einem unsichtbaren Gummi schnellte er zurück.

Auf der Terrasse Totenstille. Störend laut kamen ihm seine eigenen Atemstöße vor. Aus der Halle fiel vor der rech-

ten Längswand ein heller Schein auf den Boden. Das hintere große Fenster. Das seit Jahren nicht mehr geöffnete, von innen verriegelte und mit schwarzer Folie blickdicht und lichtundurchlässig abgeklebte Fenster. Aus der Halle drang gedämpfter Lärm. Stimmen. Schlagartig war der Dude nüchtern. Auf dem Weg durch die Küche nahm er den Teleskopschlagstock vom Tisch, im Flur zog er die durchbohrte Gaspistole aus der obersten Schublade der Kommode, aus dem Holster, das an der Garderobe hing, griff er sich die Ladygun. Die Pistolen steckte er in den Hosenbund, den Teleskopstock in die rechte, die Maglite-Taschenlampe mit dem schlagstockartig verstärkten langen Griff in die linke Hand. So raste er die Hintertreppe zum Garten hinunter und riss die Tür des Schuppens auf.

Er ließ den Blick von der Schwelle aus durch den Raum schweifen. Vor knapp einer Stunde hatte er seine stolzen, gut zweieinhalb Meter großen Pflanzen zuletzt gesehen, dicht an dicht standen sie hier, ernteschwer, bis zu den Lampen hoch aufragend, mehrere Kubikmeter beste Biomasse der Sorte Strongdude, eine Eigenzüchtung, ein Kassenschlager. Kahlschlag. Alles weg. Gestutzt bis auf 20 oder 30 Zentimeter. Ungehindert prallte sein Blick auf die gegenüberliegende Mauer. Nur links registrierte er aus dem Augenwinkel ein paar grüne Blätter. Adrenalinflash.

Hinten rechts sah er ein Fenster offen stehen. Davor stand draußen so ein Abdullah, einer von diesen Karo Viertel-Ärschen, wie er sofort erkannte. Der stand da und starrte den Dude durch das offene Fenster an. Eine Sekunde, zwei Sekunden. Öffnete den Mund, als ob er was sagen wollte. Ließ einen blauen Sack fallen, drehte sich um und rannte davon. Der Dude nahm die Szene auf wie mit einer Kamera. Zeitversetzt. Zeitlupe. Er sah es schon. Aber er verstand es nicht. Kleiner Kurzschluss in der Leitung. Schwenk nach links, zu den Resten der grünen Wand, die eben noch seine Plantage gewesen war. Da stand ein anderer Karo Viertel-Arsch in der Ecke, Schere in der einen, blauer großer Müllsack in der

anderen Hand. Der Abdullah sah den Dude. Ließ die Pflanze los, die er gerade abschneiden wollte.

Der Dude dachte: Das Schwein beklaut dich. Vor deinen Augen. Der Dude dachte: Du musst jetzt adäquat reagieren. Was aber war in diesem Moment adäquat?

Der überraschte Mann mit der Schere sah den Dude. Sah den Schlagstock, sah die beiden Pistolenknäufe im Hosensack. Der Dude sah aus wie ein Seeräuber auf Enterausfahrt. Oder besser: wie ein sehr wütender Seeräuber auf Enterausfahrt. Das Karviertel schien dem Abdullah für einen Moment sehr weit weg zu sein. Möglicherweise zu weit weg. Er schmiss die Schere weg, er schmiss den blauen Müllsack weg. Er wollte zum Fenster. Bloß nicht direkt am Dude vorbei. Ein Hechtsprung über den Tisch, ohne Zögern und fest entschlossen. Anders klappt das nicht. Aber so klappte es auch nicht, denn der Dude war schon in der Luft und schleuderte den Teleskopschlagstock mit 82 Beschleunigungskilos Richtung Kopf des Scherenmanns. Traf den Oberarm. Das gab ein dumpfes, saftiges Geräusch. Da platzte was auf. Nässe. Kaputte Zellen. Schock. Der Scherenmann-Organismus meldete einen schweren Treffer und versuchte die Situation zu verstehen. Ging aber nicht, denn der Körper meldete sofort zwei weitere stumpfe Schläge. Halstreffer. Gefährlich nahe an zentralen Verbindungsleitungen. Das interne Programm wankte. Eine tiefe Ohnmacht war sofort im Angebot. Und ganz viel Adrenalin. Der Scherenmann sank vor dem Fenster nieder. Aber das fühlte sich nur so an. Die Außenperspektive sagte: Er fiel um wie ein nasser Sack. Der Pirat brüllte ihn an. Todeswünsche, Todesdrohungen. Der Scherenmann hatte das offene Fenster gesehen. Aber für ihn war es zu.

Der Dude zitterte, ihm war ein bisschen schlecht, er sah den stöhnenden Abdullah auf dem Boden liegen, Blut am Oberarm, auch aus dem Hals kroch es rot hervor, der Fußboden wurde dreckig. Blutflecken gingen so schlecht raus, das wür-

de Erwin, dem Vermieter, nicht gefallen, dachte der Dude kurz. Der Scherenmann war nicht bewaffnet, wie ihm erst jetzt auffiel, zum Glück hatte er darüber vorher nicht nachgedacht. Zu viel Denken hemmt.

Draußen vor dem offenen Fenster sah er mehrere blaue Müllsäcke liegen, prall gefüllt. Der Abdullah war sehr mit sich beschäftigt, zur Sicherheit schlug der Dude ihm noch einmal hart aufs Ohr, das sollte zusätzlich ablenken. Er sprang raus und schmiss die Säcke zurück in die Halle. Notdürftig befestigte er die schwarze Folie vor der eingeschlagenen Scheibe und schloss das Fenster. Der Kopf des Dude war mit heißem Helium gefüllt. Das Zittern ließ nicht nach.

Eine Rückkehr der Freunde des Abdullahs war keinesfalls auszuschließen. Möglicherweise würden sie gleich im Familienrudel aufkreuzen, eventuell bewaffnet. Mit großer Wahrscheinlichkeit sogar schwer bewaffnet.

Der Dude packte den benommenen Besucher und zerrte ihn an den Haaren über die Hinterhoftreppe zur Wohnung. Von der Kommode im Flur nahm er das große Abus-Fahrradschloss und kettete ihn damit am Hals an die große Heizung im Wohnzimmer. Das Schloss saß eng, der Verletzte zeterte heftig. Der Dude hämmerte ihm ein, zwei, drei Mal den Schlagstock auf die kaputte Schulter, den Nacken und den Hinterkopf. Dann war endlich Ruhe.

Was dachte sich der Abdullah bloß? Das hatte er sich selbst zuzuschreiben. Wer andere überfällt, muss mit Gegenmaßnahmen rechnen. Wer das nicht auf dem Zettel hat, ist ein Volltrottel.

Der Dude rief Steely und Mike an. Seine Jungs, wie er sie manchmal liebevoll nannte. Die beiden gingen immer extrem zuverlässig und ruhig zur Sache. Als das Duo klingelte und gemächlich die Treppe hochstiefelte, legte sich das Zittern ein wenig. Mit den beiden würden alle Probleme gelöst werden. Das war ihre Aura. In wenigen Sätzen schilderte er

die Lage. Sie brauchten mehr Infos, Hintergründe, Namen. Der Dude schüttelte den Kopf. Der Abdullah lächelte spöttisch. Das Abus-Schloss hatte an seinem Hals bereits einen roten Kranz hinterlassen.

Steely und Mike nickten sich zu. Sie schoben den Dude in die Küche, drückten ihm eine Flasche Carlos I in die Hand und schlossen die Tür. Steely zog sich die Kutte aus. Er hasste es, wenn sie schmutzig wurde. Der Abdullah hatte aufgehört, spöttisch zu grinsen. Der Dude gurgelte mit Brandy – das Gesöff war ein Meisterwerk.

Zwei Stunden später standen Steely und Mike im fahlgrellen Licht einer einschlägig bekannten Teestube, ein türkischer Kültürverein, vielleicht war es auch ein kurdischer, es war ihnen egal, die Brüder sahen für sie alle gleich aus. Dem Abdullah war schnell klar geworden, dass er seine Situation nur verbessern konnte, wenn er ein wenig kooperierte. Innerhalb von Minuten hatten sie einen Namen und eine Adresse. Sie waren nicht wirklich überrascht gewesen.

Jetzt gingen sie langsam durch den großen Raum. Alle Tische waren besetzt, überall wurde geraucht. Der Geräuschpegel war bei ihrem Eintreffen merklich gesunken. Einige nickten Steely zu, andere stießen sich an und machten sich auf die beiden mächtigen Deutschen aufmerksam, die betont langsam an den Tischen vorbeigingen. Man kannte sich. Man grüßte sich. Man musste sich nicht leiden können, um sich zu respektieren. Geschäftsleben eben. Keine große Sache.

Steely hatte Motev gleich beim Eintreten gesehen. Sein schwarzer Maßanzug und die rubinrote Krawatte leuchteten mit seinen gebleachten Zähnen um die Wette. Ein Fixstern im trüben Tabaknebel. Der Ehrgeiz leuchtete ihm aus den Augen und jeder Pore. Einige behaupteten, er wolle sogar in die Politik. Der war eiskalt, bei dem war alles denkbar. Als sie an seinem Tisch angekommen waren, sagte Steely: »Sagt mal, kann es sein, dass ihr einen Kumpel von euch vermisst? Wir haben da so etwas gehört. Das würde sich gut mit dem

Umstand treffen, dass der Dude auch so ein paar Sachen vermisst, die in gut einem halben Dutzend großen blauen Tüten abhandengekommen sind.«

Alle am Tisch schwiegen.

»Ihr sucht die Tüten, wir suchen im Gegenzug euren Kumpel. Wollt ihr mal darüber nachdenken?«

Motev hob erstaunt die Augenbrauen. »Der Dude?«

»Ja, der Dude.«

»Dem Dude gehören wirklich ein paar blaue Tüten und der mögliche Inhalt derselben?«

»Wie wir eben schon sagten, ja. Dein messerscharfer Verstand verblüfft uns wie immer, Motev. Also?«

»Diese Information überrascht mich wirklich«, sagte Motev und machte dabei ein bestürztes Gesicht. »Wer würde dem Dude absichtlich etwas abnehmen wollen?«

Steely stützte sich mit beiden Armen nach vorne auf den Tisch. Dicke Arme. Großer Körper. Die Kutte spannte über dem Rücken.

»Genau. Wer würde das machen wollen? Wer würde den Ärger haben wollen?«

»Bestimmt nur ein Missverständnis!«

Steely fixierte Motev. Er roch teures Parfum. Viel zu viel Parfum. Motev war ein echter Lackaffe, der inmitten all dieser grauhäutigen Kältürwichser noch schmieriger schimmerte als sonst. Steely sah seine eigenen wulstigen Hände auf dem Tisch liegen. Er sah, wie sich seine Hände zum glatten Hals des Pomadisierten tasteten. Er spürte den weichen Samt der Krawatte unter seinen Fingern. Den kantigen Adamsapfel, der hektisch von oben nach unten raste. Er erhöhte den Druck. Der Adamsapfel beschleunigte, kam aber nicht mehr an seinen Fingern vorbei. Das Parfum kitzelte in der Nase. Viel zu penetrant. Steely drückte fester zu. Das Grinsen erstarrte, verzerrt das Gesicht, schreckensgeweitet die Augen. Motev röchelte. Sein Körper bäumte sich auf. Steely fixierte weiter seine Hände auf dem Tisch. Es könnte alles so einfach sein. Aber das war nicht seine Aufgabe.

»Ihr findet mindestens sechs bis acht blaue Säcke. Für jeden Sack weniger findet ihr 8000 Kracher, das Geld steckt ihr in eine weiße, neutrale Plastiktüte. Das alles liefert ihr entweder bis morgen Nachmittag 15 Uhr an der euch bekannten Adresse ab – oder übermorgen zur gleichen Zeit. Wenn euer Fund pünktlich und ordentlich abgegeben worden ist, finden wir euren Kumpel und vergessen dieses kleine Missgeschick. Wenn nicht, kommen wir wieder.«

Steely richtete sich auf. »Einverstanden?«

Motev verzog keine Miene. »Ja, das klingt nach einem vernünftigen Vorschlag.«

Motev griff nach seiner kleinen gläsernen Teetasse. Er musterte seine schmalen Hände, die schlanken Finger. Er müsste mal wieder zur Maniküre.

*

Steely und Mike verbrachten die Nacht beim Dude und gingen am späten Vormittag. Sollte etwas passieren, hatte er ihre Nummern.

Der Dude war immer noch sehr aufgebracht. Diese Typen waren in das Herz seiner Firma eingestiegen, ein Angriff, der rücksichtsloser gar nicht hätte ausgeführt werden können. Warum konnten die ihn nicht in Ruhe lassen? Jetzt würde er natürlich nicht gleich den Blauhelm aufsetzen und einen auf Friedensengel machen können. Steely hatte ihm das einhundert Mal eingebimst: Halte dich an die Marktregeln, setze die richtigen Signale – oder hör auf.

Er konnte sich einfach nicht daran gewöhnen.

Der angekettete Abdullah stellte sich als Taha vor. Vielleicht, weil er es satt hatte, laufend Abdullah gerufen zu werden. Nutzte ihm auch nichts. Der Dude wickelte ihn bis zum Hals in eine dicke schwarze Plastikplane ein und klebte alles mit ein paar Metern Gaffer-Tape zusammen. Nur der mit dem Abus-Schloss an die Heizung fixierte Kopf blieb frei. Alle paar Stunden gab der Dude ihm ein bisschen Wasser. Als der

Kerl herumnölte, weil er Hunger hatte, wurde ihm erklärt, dass er besser nichts zu sich nehmen würde, um die Verdauung nicht unnötig in Gang zu setzen. Da machte Taha Rabatz und fing an zu schreien. Der Dude stopfte ihm einen Knebel in den Mund. Taha hatte dicke Backen, eine kleine Fastenkur schien er vertragen zu können, wie der Dude dachte. Im Wohnzimmer verbreitete sich trotz Plastikplane und Gaffer-Tape allmählich ein scharfer, unangenehmer Geruch.

Der erste Tag verlief ereignislos. Abends wollte der Dude in Ruhe eine Tüte rauchen. Taha fixierte ihn. Das konnte der Dude nicht ertragen. Ein bisschen sah der Typ vor den Heizkörpern aus wie eine Impression aus einem irakischen Folterkeller – nicht schön. Der Dude holte einen dicken Schal und verband Taha die Augen. Danach schmeckte der Joint.

Am zweiten Tag klingelte es um 15 Uhr. Steely war gerade da und öffnete die Tür. Nichts zu sehen. Sie gingen nach hinten auf die Terrasse. Im Garten lagen vier blaue Säcke, fein säuberlich nebeneinander aufgestellt, und eine weiße, neutrale Plastiktüte. Der Dude zählte die Mäuse: 32000 in kleinen Scheinen. Das kam in etwa hin. Ein paar Säcke fehlten – und den Rest konnte er nicht mehr verkaufen. Sie warteten eine Stunde, dann schnitten sie Taha aus seiner Privatsauna. Beißender Urin- und Exkrementen-Geruch erfüllte augenblicklich die Räume. Tahas Hose schlackerte nass und schwer um seine Beine. Es roch nach Gülle, einer Mischung aus alter Autobahntoilette und Bauernhof. Taha wankte etwas, er wirkte schon deutlich dünner. Wenn das noch eine Woche länger gedauert hätte, wäre der mir noch mit dem Kopf durch das Abus-Schloss gerutscht, dachte der Dude. Der Gestank hing noch tagelang in der Wohnung. Manchmal hasste er seinen Job.

MADAME

Madame spürte leichte Vorfreude. Sie liebte Partys, insbesondere aber Silvesterpartys. Deswegen war die heutige Nacht die Krönung: eine Mottoparty zum Jahrtausendende, natürlich auf St. Pauli.

Kritisch musterte sie sich und ihre Kleiderwahl im Spiegel. Dafür nahm sie sich sehr viel Zeit. Sie wollte nichts beschönigen. »Wenn es um dich selbst geht, hilft dir nur die Wahrheit weiter«, hieß das Mantra ihrer Mutter, die bei Auftritten in der Gesellschaft kein Pardon kannte. »Kind, es gibt keine zweite Chance für den ersten Eindruck«, sagte sie oft lächelnd, mit diesem feinen Hauch Selbstironie, den Madame so liebte, denn natürlich hasste ihre Mutter Jedermann-Floskeln. Jede Art von abgestandenen Sätzen, millionenfach durchgekauten Formulierungen oder sinnentleertem Jargon machten ihr schlechte Laune. In einigen wohltemperierten Augenblicken jedoch beliebte sie mit dieser Abneigung zu spielen und Freunde und Bekannte zu erheitern. Ihr Repertoire an bodenständigen Metaphern und Bon Mots beeindruckte selbst Madame immer wieder.

Je steifer die Gesellschaft, desto größer die Lust der Mutter am sprachlichen Downgrading. Kam der Kultursenator mit Gattin sonntags zum Tee und dozierte staubtrocken über die Finanzpläne seines Ressorts, rief die Mutter: »Du gute Güte!« Als der Erste Bürgermeister bei der letzten Grillparty im Garten rechtfertigen wollte, warum es trotz aller vollmundigen Ankündigungen keine erkennbaren Fortschritte bei der Bekämpfung der Obdachlosigkeit unter Jugend-

lichen im Stadtteil St. Pauli gebe, schnitt sie ihm das Wort mit einem beherzten »Furchtbar, da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt!« ab.

Das befreite Gelächter der Umstehenden nach solchen Einwüfen war ihr der liebste Lohn für die vielen Stunden, die sie in diesen Kreisen verbrachte. »It's the society, stupid!«, war ihr geflügeltes Wort: Wenn du was erreichen willst, musst du da sein, wo die Entscheidungen getroffen und beeinflusst werden. Senat, Gremien, Ausschüsse, alles gut und schön, so steht das auf dem Papier, erklärte sie Madame schon sehr früh, aber daneben gibt es eine andere Ebene der Macht, die nach Regeln funktioniert, die nirgendwo niedergeschrieben werden, die aber alle kennen oder kennen müssen, wenn sie dabei sein wollen. Die Mutter hatte ehrgeizige Ziele für ihre Charity-Projekte und einen ausgeprägten Bedeutungshunger. Deswegen stand sie sich die Beine bei Empfängen in den Bauch, rutschte bei endlos langen Dinners ruhelos von einer Gesäßhälfte auf die andere, deshalb sah ihr Terminkalender aus wie einst der von Bill Clinton, den sie heimlich wie ein Teenager liebte und dessen altes 92er Wahlkampfmotto »It's the economy, stupid« sie inspiriert hatte.

Die Mutter folgte bei ihren Aktivitäten dem wichtigsten aller kapitalistischen Leitgedanken: Mehr ist besser als weniger. Für sie hieß das: Wer öfter dabei ist, ist wichtiger. Je umtriebiger man ist, desto größer ist das Manipulationspotenzial auf den Meinungsmarkt, denn jede Begegnung häuft Bedeutungs- und Einflusskapital an. Der Kampf um diese Marktanteile ist hart, die Konkurrenz schläft nie. Deshalb muss das persönliche Marketing professionell sein. Deshalb muss man top aussehen, »Wie aus dem Ei gepellt« nannte die Mutter das. Das war ihre Mindestanforderung für einen Auftritt auf dem gesellschaftlichen Parkett, und zwar auf jedem gesellschaftlichen Parkett, wie sie Madame selbst in deren wildesten Jugendjahren eingetrichtert hatte.

Diesmal gab es beim Blick in den Spiegel nichts zu meckern. Die glänzenden Schnürstiefel aus Lackleder bis zum Knie saßen perfekt und machten ihre Beine noch schlanker und länger, als sie ohnehin schon waren, das dazu passende Oberenteil formte ihr ein Traum-Dekolleté, ihre zottelige Felljacke und ein paar schwere Glitzerketten rundeten das Ensemble harmonisch ab. Ihre beste Ausgehfreundin Kelly schob ihren kleinen, knackigen Po ins Bild, der von einem gürtelbreiten Minirock nicht wirklich bedeckt wurde, was sehr gut zu den halterlosen Strümpfen und ihren 16-Zentimeter-High-Heels passte, deren Silberbeschlag einen feinen Bezug zu den schimmernden Applikationen an ihrem Lederkäppi herstellte. Beide nickten sich zu.

Yes. Hamburgs Duo Infernale war bereit. Mehr Glam für eine Glam-Rock-Silvester-Party ging wirklich nicht.

David Bowie hätte sie sofort vernascht, Gary Glitter geschrien, bei den New York Dolls wären sie Ehrengäste geworden, logisch. Ihr Look war eine wohlkalkulierte und tollkühn wirkende Mischung aus sexueller Einschüchterung, gepaart mit gewissen Weltbeherrschungsansprüchen.

It's the society, stupid. Ihre Mutter wäre stolz gewesen.

Bestens gelaunt stöckelten sie aus dem Taxi ins Achter de Karg in der Markstraße. Überall Big Hair, Leopardenmuster, Strass an jeder Ecke, High Heels und Plateauschuhe, durchtrainierte Oberkörper unter hautengen Tops, Leder oder Satin, kaum gebändigte Perückenmähnen, Ketten, Tücher, Glitteroveralls, exotischste Schminkvariationen in allen Gesichtern, dazu schrille Gitarrensoli und eine Nebelwand aus Rauch, der schon im Vorbeigehen high machte. Partytime.

Während sich Kelly augenblicklich von einer Art Axl Rose (Was hat der jetzt genau mit Glam-Rock zu tun, dachte Madame, noch nicht einmal mit Post-Post-Glam! Manche würden es eben nie verstehen!) an den Hintern greifen und glucksend zum Tresen ziehen ließ, stand Madame leicht erhitzt in der Mitte des kleinen Raums und schaute verwun-

dert und interessiert auf einen kompakten Wirbelwind, der vor dem Tresen auf und ab raste, eine Champagnerflasche in der einen, einen sehr dicken Joint in der anderen Hand. Eine unbändige Energie schien in ihm zu wüten, so riss es ihn unentwegt von der einen zur anderen Seite, das Gesicht strahlend rot, die hellweißen Zähne blitzten, aus den Augen leuchtete ein Feuer, das ihr augenblicklich Angst machte, und zwar auf eine so allumfassende, körperlich spürbare Weise, so durchdringend und gnadenlos, dass Madame heiß wurde, sehr heiß. Der Derwisch stob weiter, der Champagner schäumte aus der Flasche, aus seinem Mund, er lief ihm über das viel zu weit geöffnete silberne Glitzerhemd, über die behaarte Brust, er schüttete alle Gläser voll, natürlich, ohne die Flasche einmal hochzunehmen, er ließ es einfach herausfließen und -schießen und schäumte die Gläser und den Tresen und den Fußboden und alle Herumstehenden laut lachend voll, begeistert von sich, von der Aktion, von der Party, vom Leben, von allem.

Madame starrte ihn entrückt, verängstigt und schon ein bisschen lüstern an. Er sah aus wie Animal, das Tier aus der Muppet-Show, der wahnsinnige, an das Schlagzeug wie an das Leben gekettete zottelhaarige Schlagzeuger. Ihr Busen zitterte leicht.

Jetzt sah er sie. Nickte ihr auffordernd zu. Noch hätte sie weglaufen können. Fliehen. Aber Flucht war nicht mehr vorgesehen. Sie spürte einen jämmerlichen Rest Widerstand irgendwo im System, hoffnungslos, wie sie ahnte. Sie bewegte sich nicht.

Das Tier wurde neugieriger. Er nahm einen letzten tiefen Zug von dem Joint, griff sich eine neue Flasche Schampus, lächelte diabolisch, vielleicht auch fies, jedenfalls unangenehm siegesgewiss, und kam langsam auf sie zu. Er blieb vor ihr stehen. Viel zu dicht, unverschämt viel zu dicht. Hatte praktisch schon Körperkontakt, hörte nicht auf zu grinzen, und sie roch ihn. Alkohol, Rauch, Schweiß, ein paar verlorene Parfum-Moleküle, die Ahnung von einem schnellen

Brüter im kräftigen Torso, wo im Akkordtakt diese ganze schreckliche, nervöse, bezaubernde Rock-'n'-Roll-Energie hergestellt wurde, damit sie möglichst ungefiltert und roh und schnell in die Welt hinauskatapultiert werden konnte, weil das ihre Bestimmung war, weil das seine Bestimmung war, wahrscheinlich: die Beglückung der Welt. Heute aber eventuell erst mal: ihre Beglückung.

Sie spürte seine böse Gier, einen Hunger, der nie aufhört, der keine Angst kennt und der vor nichts halt – und sie sofort geil machte. Er schob sie zart weg von sich, grinste noch unverschämter, sie fühlte sich benebelt, dachte über nichts mehr nach, es war sowieso egal. Ihr Gesicht machte, was es wollte, das Hirn auch, zum Rest des Körpers hatte sie den Kontakt verloren, es fühlte sich gut an, er zog sie mit einer nur als elegant zu bezeichnenden Bewegung kurz an sich ran, er berührte mit seinen nassen Lippen ein Ohrläppchen, er sagte etwas, Schall drang in die Ohrmuschel, verlor sich da, unübersetzt und unverstanden, er schob sie wieder von sich, um sie anzusehen, sie grinsten sich an, er nahm einen tiefen Schluck aus der Champagnerflasche und besetzte mit seiner Zunge und dem prickelnden Trunk ihren Mund. Sie küssten sich. Sie hatte keine Chance, sie waren jetzt zusammen, ob sie wollte oder nicht. Aber sie wollte ja. Konnte gar nicht anders. Erst mal für den Abend. Wahrscheinlich für ein Leben.

Der Wahnsinnige, wie sie ihn heimlich taufte, weil sie ihn auf keinen Fall jetzt nach seinem Namen fragen wollte, weil er ihr den womöglich schon gesagt hatte, sie wollte es nicht ausschließen, das würde sie schon noch rauskriegen, später halt. Der Wahnsinnige also hatte komische Sachen drauf, die sie ein bisschen verängstigten. Etwa: den Zeitraffer-Trick. Der ging so: Sie küssten sich. Sie lachten. Sie drehten sich im Kreis. Sie küssten sich noch mal. Sie spürte seine Hände an so Stellen, ganz schön, aber mitten auf der Party, was sollte sie sagen, normal war das vielleicht nicht, andererseits,

wer wollte schon normale Partys? Alles drehte sich so angenehm, dann lagen sie auf diesem Riesebett, an der Tür hing ihre Lederkorsage, die Stiefel lagen neben den Kissen, oder hatte sie die noch an, mal so, mal so, könnte man sagen, und plötzlich – wie hatte der das gemacht – war es drei Tage später. Sie lagen immer noch in diesem Bett, die Korsage hing immer noch an dieser Tür. Das ist doch irre, dachte sie, der ist ja ein Zauberer. Irgendwann hatten sie sich so wundgeögelt, dass sie eigentlich auch mal gehen konnte.

Beim Abschied im Flur fragte sie ihn ganz entspannt: »Wie heißt du Wahnsinniger eigentlich?«

Er blies ihr etwas Gras-Rauch in den Mund und sagte: »Sie nennen mich Dude.«

Sie musste lachen. »Dude? So wie der Kerl im Film *The Big Lebowski*?«

Er lächelte. »Genau so.«

Es gab gar keine Fragen mehr, alles war klar, irgendwie. Sie fuhr nach Hause nach Eppendorf, duschte, packte eine kleine Tasche und fuhr gleich wieder zurück in die Max-Brauer-Allee, ihre neue Welt in Altona.

Er führte sie in den Garten und öffnete die Tür zum Schuppen. Er zeigte ihr das Gartenhaus, die Anlage, das Heiligtum, das Geheimnis. Er stellte ihr seine engsten Mitstreiter vor: den Kleinen, seinen Bruder, No Brain, Charly und Eight Fingers. Sie spürte: ultimativer Vertrauensbeweis, unermesslich große Vorauszahlung auf das Vertrauenskonto. Der Schleier des Verbotenen, der über all dem schwebte, erzeugte ihr wohlige Schauer auf dem Rücken und zwischen den Beinen. Jetzt war sie sich noch sicherer: Das ist mein Mann.

Er schaute sie an, ein bisschen stolz vielleicht, seine Wangen waren rot, seine Augen blitzten. Ihr Dude.

Sie war sehr interessiert und fand die Räume beeindruckend. Ihr war gleich klar, dass hier nicht bloß ein bisschen für den Eigenbedarf herumgebastelt wurde. Sie fand das

nicht schlimm, im Gegenteil. Herrje, spätestens seit den 90ern gab es Koks, Speed, Ecstasy, Ketamin, Poppers und anderen Quatsch an jeder Ecke, da konnte man doch niemanden mehr mit Gras schocken. Fast alle ihre Freunde rauchten ab und zu mal eine Tüte, überall sah man Leute kiffen, der Besitz von kleineren Mengen wurde nicht mehr bestraft, Gras war fester Bestandteil der bundesdeutschen Genusskultur. Und wenn alle rauchten, musste der Stoff ja auch irgendwoher kommen, logisch. Der Dude stellte das Zeug eben her. Wo war das Problem?



Rainer Schmidt

Die Cannabis GmbH

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-67697-8

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: März 2016

Meine kleine Farm

Der Dude ist der beste Grasproduzent Hamburgs. Ein Großunternehmer, auf den die Gesellschaft stolz sein könnte – wenn der Anbau legal wäre. Niemand darf wissen, woher das ganze Geld kommt. Die feine Verwandtschaft seiner Frau hält ihn für einen außergewöhnlich erfolgreichen Baumarktmitarbeiter, der imstande ist, unglaubliche Rabatte zu besorgen. Als in seine geheime Plantage eingebrochen und er erpresst wird, eskaliert die Lage. Der Dude träumt vom legalen Anbau in Kalifornien und will aussteigen. Aber dann öffnet Bauer Petersen von nebenan leider die falsche Tür.

 [Der Titel im Katalog](#)